



„Alles ist machbar“ – das war viele Jahre ein bekannter Slogan. Viele kluge Leute gingen tatsächlich davon aus, dass nicht nur wirtschaftlich und politisch (fast) paradiesische Zustände auf dieser Erde zu erreichen seien, sondern dass auch die Menschen systematisch zu „sozialen“ Wesen erzogen werden könnten, damit Friede pur entsteht. Nun sieht die Realität anders aus. Sicher, wir sind sehr dankbar für alles, was ein Sozialstaat zu bieten hat. Dennoch bleibt das Leben in vielen Bezügen zerbrechlich und unvollkommen. Wie wichtig wird da Gott!

Das Leben ist zerbrechlich

.....
von Karl-Otto Herhaus

In unserer Gemeinde gibt es drei Frauen mittleren Alters, die sich, nachdem sie alle drei erst einmal ihre eigenen Kinder aufgezogen haben, der Pflege und Erziehung von Kleinkindern widmen, die ihnen das Jugendamt anvertraut. Manchmal sind die Kinder erst ein oder zwei Wochen alt, manchmal einige Monate oder Jahre. Gemeinsam ist ihnen allen, dass ihnen – aus welchen Gründen auch immer – das schützende Umfeld der Familie abhanden gekommen ist.

Die Idee, Kleinkindern einen Familienersatz zu vermitteln, ist sicher das Beste, was dem Staat dazu eingefallen ist. Früher gab es in der Regel das Waisenhaus. Das war manchmal gut und sehr gut, manchmal aber auch ein einziger Horror. In diesen Zeiten waren es oft private Initiativen, die Großes und Vorbildhaftes zustande brachten, man denke nur an Georg Müller. Aber „der Bedarf“ konnte dadurch meist nicht gedeckt werden. In den Zeiten davor gab es eigentlich nichts und niemanden, der sich der Kinder annahm, nur Tanten und Onkels, mitleidige Nachbarn oder Leute der Kirche. Ein Leben ohne Vater und Mutter ist leider auch heute noch das Schicksal vieler Kinder zum Beispiel in Afrika und dem Nahen Osten.

Dass zu Kindern Eltern gehören, ist eigentlich selbstverständlich. In einer Gesellschaft des Säkularismus, wie man die moderne Gottlosigkeit in Deutschland beschreibt, ist das aber gar nicht mehr so.

Eltern sind notwendig. Ohne sie ist der neugeborene Mensch im Grunde todgeweiht. Wie soll er ohne sie leben bzw. überleben? Die Familie gehört zu den Fundamenten, die der Schöpfergott dem Menschen mitgegeben hat, damit der Mensch sein Leben würdig gestalten kann, eben „menschwürdig“. Wächst das Neugeborene, das Kind, nämlich heran, begegnen ihm vielerlei Gefahren, vor denen es die Familie zum Teil behüten kann. Es bekommt zu essen und zu trinken, wird vor Kälte und Hitze geschirmt, wird aber auch bei Krankheiten und Unfällen versorgt. Denn es kann ihm so viel „zustoßen“, Gutes und Schlimmes. Es ist eben nicht wirklich Herr über seine Lebensverhältnisse.

Alle Menschen bewegen sich nun einmal in bestimmten Lebenszusammenhängen, die sie weder gemacht haben, noch über die sie verfügen. Zufälle, große und kleine, beeinflussen das Leben jeden Tag.

Es ist die Kontingenz (d. h. die Zufälligkeit) historischer Ereignisse, wie man heute akademisch sagen würde, und sie nehmen manchmal kaum merklich, manchmal in katastrophaler Weise Einfluss auf unser Leben. Und weil uns die Zukunft verborgen ist, können wir auch nicht wissen, was für uns ein gutes oder ein schlechtes Ereignis ist. Die Bibel sagt einmal: „*Da ist ein Weg, der einem Menschen gerade erscheint, aber sein Ende sind Wege des Todes*“ (Sprüche 16,25).

Das Leben steht dem Menschen also größtenteils *nicht* zur Verfügung, um es zu gestalten. Sondern es ist eher so, dass das Leben *ihm* zustößt. Es beginnt schon mit der Geburt, manifestiert sich in unserem Aussehen, in den Veranlagungen, die wir mitbekommen haben, in der Herkunft, der Lebenszeit, der Nation, der man angehört und schließlich im Tod, den wir erleiden müssen. In allen Situationen sind wir in der Regel auch gestaltend tätig, das aber meistens nur in geringem Maße.

Die Summe dessen ist: Das menschliche Leben ist geprägt von weitgehend unbeherrschbaren Ereignissen bis hin zu dem großen Zufall „Tod“. Er kann sich jeden Augenblick *ereignen* und „wir werden seiner nicht Herr“, auch wenn wir schön achtgeben am Zebrastreifen oder uns gesund ernähren. Unsere Planungen für den Tag, die Woche, können genau falsch sein. Die Zerbrechlichkeit unseres Lebens ist allgegenwärtig und unbeherrschbar. Wir verfügen nur ganz begrenzt, eher gar nicht, über alles Zukünftige, wie schon der fromme Gryphius es formulierte:

***Mein sind die Jahre nicht,
Die mir die Zeit genommen;
Mein sind die Jahre nicht,
Die etwa möchten kommen.***

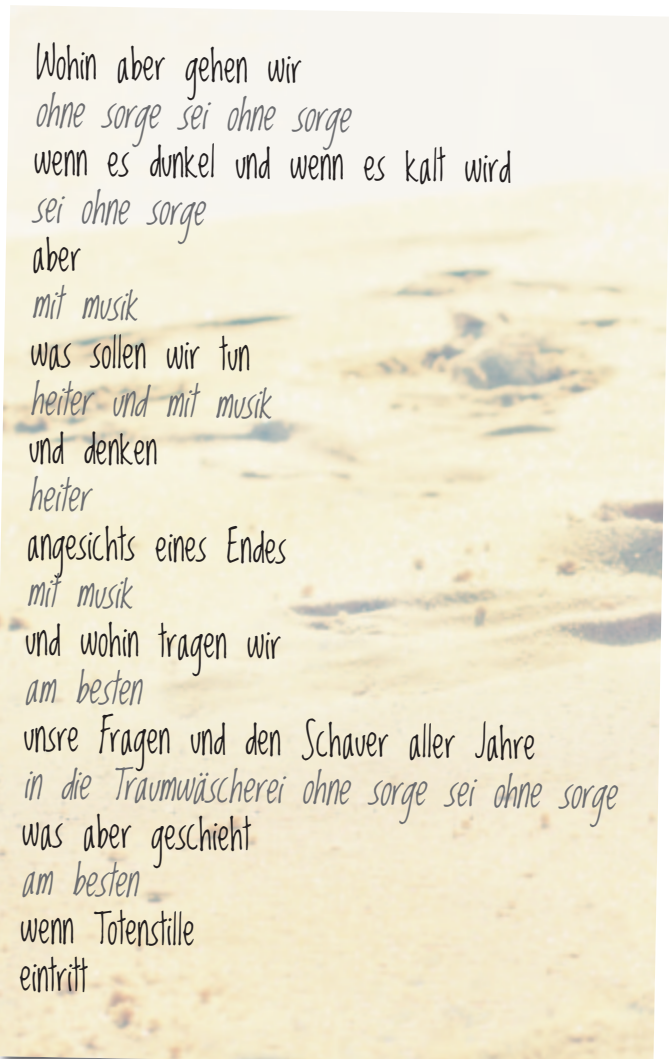
Wir können also das meiste in unserem Leben vielleicht nicht ungeschehen machen, wohl aber mildern, erträglich gestalten, sozusagen abfedern dank Wissenschaft und Technik. Doch abschaffen lässt sich das meiste nicht. Schon eine Lesebrille zeigt uns täglich, dass wir unserer

selbst nicht mächtig sind, sondern ein unzulängliches Mängelwesen bleiben, dessen Dasein sich auf schwankendem Boden ereignet.

Dieses Lebensgefühl vermittelt uns das Buch des Predigers: Eitelkeit der Eitelkeiten, Haschen nach Wind und so weiter angesichts einer Welt, die so ist, wie sie sich dem nüchternen (!) Betrachter darstellt. Werden wir von diesem Lebensgefühl geradezu beherrscht, kann es uns zur Verzweiflung treiben. Dem Vernehmen nach sind die Wartezimmer der Psychiater und verwandter Dienstleister gut gefüllt. Die Menschen sind umgetrieben von Sorgen und Furcht. Sie wissen: Es gibt „das Morgen“, aber sie wissen nicht, was es bringt. Da sollen ihnen die Psychodoktoren heraushelfen. Aber sie können es nur begrenzt, weil sie die Grundgegebenheiten des Menschenlebens nicht verändern können. Die Zerbrechlichkeit der Welt und damit auch die des Menschen bleibt bestehen, und so tragen wir die Sorgen des Lebens weiterhin mit uns.

Die frühverstorbene Ingeborg Bachmann hat das von Sorgen umstellte Leben des Menschen in eine nachdenkliche Beziehung gesetzt zur modernen Welt, die mit aller Kraft versucht, die Hinfälligkeit des Menschen zu leugnen.

Ingeborg Bachmann, „Reklame“ [1956]



Der Schöpfergott hat den ersten Menschen schon einiges mitgegeben, um mit der Last des Lebens besser zurecht zu kommen. Er gab ihm die Familie, gelebte Solidarität also, gelebte Liebe zueinander. Das wird schon im Alten Testament ausgedehnt auf andere Menschen, den Nachbarn, den Armen, den Fremdling. Beim Ausüben solcher Tugenden geht es auch nicht um die Frage nach der Wahrheit, sondern darum, was anderen hilft, ein würdiges Leben zu führen.

Im Laufe der Menschheitsgeschichte entwickelten sich gute Traditionen, Konventionen oder Institutionen mit dem Ziel, die Zerbrechlichkeit des Lebens einzuschränken. Manchmal waren es Kleinigkeiten. Nicht Nachlese zu halten auf einem Feld war zum Beispiel eine solche Regel des Gesetzes. Auch das Gebot, Sklaverei nicht lebenslänglich zu verhängen, die Einführung des Jubeljahres also, sollte helfen die Härten des Lebens zu mildern.

Was ein entwickelter Sozialstaat heute so alles leistet, können wir jeden Tag feststellen. Doch bleibt die Zerbrechlichkeit des Lebens allen Menschen erhalten, denn irgendetwas fehlt immer. Neue Bedürfnisse stellen sich neben die alten, und der Staat muss sich eher Sorgen machen, dass er sich finanziell nicht übernimmt. Die vielen gut gemeinten irdischen Maßnahmen zur Verteidigung des Lebens reichen nie aus. Immer wieder entstehen neue Bedürfnisse, Unsicherheiten, Risiken, die danach verlangen, um des Menschen Willen kontrolliert zu werden. Neue Krankheiten entstehen, neue Leiden. Die Gefahren nehmen nicht ab.

Auch sind die „Reparaturen“ des Staates kein wirklicher Ersatz des Verlorenen. Dem Menschen sind sie kein **voll-**wertiger Ersatz, sondern eben nur Ersatz. Er muss sich mit den zweit- und drittbesten Lösungen zufrieden geben. Und er muss sich damit abfinden, dass keine irdische Maßnah-

me eine Antwort zu geben vermag auf die Frage nach den letzten Dingen, auf die Frage nach der ganz großen Zerbrechlichkeit, dem Tod.

Wir gleichen Wanderern, die sich an den Schönheiten des Erdenlebens wie an den wunderbaren Farben des Regenbogens erfreuen. Doch immer wieder werden wir uns bewusst, dass diese Schönheiten nur auf dunklem Wolkengrunde erscheinen. Am Ende einer Geschichte kommt eine Frau, der viel Unglück und Unrecht zugestoßen ist, dazu, allen zu vergeben, die sie verletzt haben. Sie tut es „um der Gebrechlichkeit der Welt willen“.

Oft sind wir ja Täter mit allen Fasern unseres Lebens, wodurch wir ja auch schuldig werden. Oft aber sind wir auch Opfer, und manchmal ist die Grenzlinie zwischen Tätersein und Opfersein gar nicht leicht zu ziehen. Auch wir sollten deshalb „um der Gebrechlichkeit der Welt willen“ und um der Zerbrechlichkeit des Menschen willen, mehr Mitgefühl haben, Mitleid mit unseren Nächsten, denen vielleicht ein Leben widerfährt, dessen Tiefen wir gar nicht kennen und deshalb auch meistens nicht zu beurteilen vermögen. So haben wir oft allen Grund, in den Ruf einzustimmen, der da heißt „kyrie eleison“, Herr erbarme dich!



:P
Karl Otto Herhaus
war Lehrer am
Gymnasium und
wohnt in Wiehl.



Foto: © mickys, fotolia.com